

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Turrini, Peter  
**Wie verdächtig ist der Mensch?**

Wortmeldungen  
Herausgegeben von Silke Hassler

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4181  
978-3-518-46181-5

suhrkamp taschenbuch 4181

Ob Peter Turrini vor fünfzigtausend Menschen auf dem Wiener Heldenplatz spricht und gegen den Rechtsruck in der Gesellschaft wettet, ob er eingehend auf Leserzuschriften antwortet oder Ministern und anderen Amtsträgern polemische Briefe schreibt – immer spricht aus ihm der leidenschaftlich engagierte Autor. Das zeigen die Reden, Essays, Briefe und Kurzdramen aus über dreißig Jahren, die in diesem Band versammelt sind.

Der große österreichische Dramatiker Peter Turrini ist hier vor allem in seinen Prosatexten zu entdecken – angriffslustig, kraftvoll, mit Mitgefühl und Witz.

Peter Turrini, geboren 1944 in St. Margarethen in Kärnten, lebt in Retz. Zuletzt erschien im suhrkamp taschenbuch der Band *Mein Nestroy. Historische Dramen* (st 3966).

Peter Turrini  
**Wie verdächtig ist der Mensch?**

Wortmeldungen

Herausgegeben  
und mit einem Nachwort von  
Silke Hassler

Suhrkamp

Umschlagfoto: Lukas Beck

suhrkamp taschenbuch 4181

Erste Auflage 2010

© Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Memminger MedienCentrum AG

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46181-5

I 2 3 4 5 6 - 15 14 13 12 11 10

I.  
Ich bin ein Gefangener  
meiner Biographie



## Meine Geburt

Meine Mutter sagte mir, meine Geburt hätte im Morgenrauen des 26. 9. 1944 stattgefunden, Punkt sechs Uhr früh. Im Register des Krankenhauses ist meine Geburtszeit mit zehn Uhr vormittags angegeben. Den damaligen Primarius des Spitals, den ich zu diesem Widerspruch befragen wollte, konnte ich nicht auffinden. Es wurde mir gesagt, daß er nach einem Entnazifizierungsverfahren seinen Namen geändert hätte. Ich selbst bilde mir ein, daß meine Geburt um Mitternacht stattgefunden hat. Eine Tante aus Judenburg behauptete, meine Mutter hätte ihr meine Geburt schriftlich mitgeteilt, und da sei von ein Uhr mittags als Geburtszeit die Rede gewesen. Der Brief ist allerdings verlorengegangen. Mein Vater wiederum sagte, er sei an diesem Tage mit dem Zug von Klagenfurt nach Wolfsberg gefahren, der Zug sei unterwegs von amerikanischen Tieffliegern angegriffen worden, weshalb er, mein Vater, erst um zirka fünf Uhr nachmittags im Krankenhaus eintraf. Zu diesem Zeitpunkt sei ich höchstens zwei Stunden alt gewesen, wäre also frühestens um drei Uhr nachmittags auf die Welt gekommen. Aus all diesen Dingen entnehme ich, daß sich nicht einmal der Anfang meines Lebens verifizieren läßt.

(Brief, 1988)

## Biographie des Lesens

Es gibt die schöne Geschichte vom Buben auf dem Lande, dem ein Lehrer oder ein Pfarrer ein Buch gibt und dem sich die Welt der Phantasie eröffnet. Der Bub liest und liest, wird gescheiter und gescheiter, und eines Tages wird er, der arme Bub vom Lande, Lehrer oder Professor oder Pfarrer. Die Geschichte ist als Biographie denkbar, auch meine



gleicht ihr ungefähr, und doch ist sie eine Illusion: sie verschweigt, weil sie von der glücklichmachenden Moral des Aufsteigens ausgeht, den Preis, den dieser Aufstieg kostet. Sie unterschlägt die andere Geschichte, die unter der schönen liegt, die Geschichte der Entfremdung von seiner Umgebung, den Verlust sozialer Wirklichkeit, die Einsamkeit des Aufsteigenden, des Lesenden.

Die ersten Geschichten, die ich aufgenommen habe, waren erzählt. Meine Mutter erzählte uns Buben vor dem Einschlafen Geschichten, denen eines gemeinsam war. In ihnen herrschte Gerechtigkeit, wurde Aggressivität bestraft und Gutsein belohnt. Gute Taten, auch wenn sie im Verborgenen blühten, bekamen ihren gerechten Lohn, und schlechte Taten, selbst der geheimste Diebstahl, wurden früher oder später entdeckt. Meine Mutter hatte die Fähigkeit, die Dramaturgie der Geschichten zu kürzen oder zu strecken, je nachdem, ob wir müde waren oder munter. Die Moral der Geschichte, Strafe oder Lob, stellte sich früher oder später ein, sie kam unausbleiblich. Die Gerechtigkeit hatte etwas Selbstverständliches und gleichzeitig Überirdisches. Sie traf ein wie ein Naturgesetz, die Menschen mochten sich verhalten, wie sie wollten, es kam der Moment des Gerichts und des Einschlafens.

Außerhalb dieser Geschichten, im Leben des fünfjährigen Buben vom Lande, sah alles anders aus. Mein Vater war ein italienischer Kunsttischler, den es in den dreißiger Jahren nach Kärnten verschlagen hatte. Seine Sprache, dieses Gemisch von Kärntnerisch und Italienisch, seine ganze Art, paßte nicht in die bäuerliche Umgebung. Man akzeptierte ihn, weil er das Fremde an sich, das »Katzelmacherhafte«, durch eifriges Nachahmen der ortsüblichen Tugenden, Schuften und Häuselbauen, zu verwischen trachtete. Er galt als fleißiger Italiener, eine Ausnahme, die man sich gefallen ließ; bis an den Stammtisch der eingesessenen Bauern im Gasthaus schaffte er es allerdings nie. Die Kinder

der Bauern waren meine Spielkameraden. Frech, aggressiv, verschlagen die Kinder der Kleinbauern und Hilfsarbeiter, protzig und selbstbewußt die Kinder der Großbauern. Ich erinnere mich, wie der Sohn eines Großbauern die anderen Kinder mit einem Stück Speck erpreßte und kaufte, er kopierte den Besitzerstolz und die Unbarmherzigkeit seines Elternhauses. Die Kinder trieben sadistische Spiele mit Tieren, was keinen Erwachsenen kümmerte, aber wenn sie einmal zu spät aufs Feld kamen, bekamen sie Schläge mit der Gummiwurst, einem abgerissenen Keilriemen aus Hartgummi.

In dieser Kinderwelt war nichts von der beruhigenden Gerechtigkeit zu spüren, die in den Geschichten meiner Mutter vorkam. Gutsein wurde als Schwäche und Dummheit ausgelegt, man war ein Mutterkind, wenn man weinte, Bössartigkeit und Härte waren das einzige, was zählte. Als mir ein stärkerer Bub meinen ersten Ball wegnahm und ich ihn mit der Bemerkung, es sei doch der meine, wiederhaben wollte, lachte er mich aus und sagte, ich solle mir den Ball doch holen, wenn ich mich traue. Wenn ich weinend vom Spielplatz nach Hause kam, wenn die große Verzweiflung über mich kam, versuchte mich meine Mutter zu trösten. Sie sagte mir, daß ich etwas Besseres sei, und schob mir ein Schmalzbrot in den Mund, und manchmal ging sie zu den Bauern und beschwerte sich bei ihnen über deren Kinder. Das war das Schlimmste, was sie tun konnte, denn plötzlich stand ich vor den anderen Kindern als Verräter da, als Ausplauderer, als »Schiagler«, und sie bestrafte mich dafür, indem sie mich aus ihrem Kreis ausschlossen.

Ein Versuch, »böse« zu sein – ich stahl aus dem Geräteschuppen des ortsansässigen Fußballvereines einen Lederball –, brachte mich den Kindern wieder näher und gleichzeitig in große Schwierigkeiten gegenüber meiner Mutter. Sie wußte nichts von der Sache, und das Schlimme war, daß ich sie betrogen hatte, daß ich nicht mehr »gut« war, daß

ich mich aus der Moral ihrer Geschichten davongeschlichen hatte, daß ich etwas getan hatte, was mir längst die furchtbarsten Strafen hätte einbringen müssen. Die Sehnsucht, meiner Mutter die Wahrheit zu sagen, bestraft zu werden, wuchs immer mehr. Je länger ich damit wartete, desto unwahrer wurden ihre Geschichten, ich mußte es ihr sagen, ich mußte die Geschichten retten. Die Geschichten durften nicht lügen, denn es wäre ja auch sie gewesen, die gelogen hätte.

Mein Versuch, die Zuneigung meiner Spielkameraden durch das Erzählen von Geschichten zu erlangen, schlug fehl. Die Geschichte vom mutigen Knaben, der eine Katze aus dem brennenden Haus rettete, hatte wenig Sinn in einer Welt, in der es darum ging, einer Katze einen benzindurchtränkten Fetzen an den Schwanz zu binden und ihn anzuzünden. Mut gab es, aber man konnte nicht von ihm erzählen, man mußte ihn beweisen. Der Heuwagen stand vor der Tenne, ich stand oben am Giebel, die Kinder schauten erwartungsvoll zu mir hinauf. Die Geschichten meiner Mutter hatten mich verlassen, ich mußte springen.

In der Volksschule änderte sich die Situation. Der Umgang mit der Sprache, die Bildung, bekam einen Wert, weil sie vom Lehrer gefordert wurde. Ich half meinen Mitschülern, variierte das Aufsatzthema »Mein schönstes Ferienerlebnis« immer wieder, sagte ein, wenn ein Mitschüler auf die Frage des Lehrers keine Antwort wußte. Ich tat dies mit der Bösartigkeit des Vorzugsschülers, der so laut einsagt, daß der Lehrer wohl merkt, wer hier der eigentlich Wissende ist. Es war eine hilflose Rache, die mir wenig einbrachte. Die Klassenkollegen brauchten mich, aber sie verachteten mich, den Besserwisser. Hätte ich mein Wissen für mich behalten, hätte ich nicht immer aufgezeigt, so hätte ich die Zuneigung des Lehrers verloren, an der mir doch so viel lag. Ich liebte den Augenblick, wenn er sich, nachdem er vier oder fünf Schüler das gleiche gefragt und von keinem

eine Antwort bekommen hatte, lächelnd zu mir wandte, der ich schon die ganze Zeit aufgezeigt hatte. Ich platzte mit der Antwort heraus und spürte gleichzeitig, wie mich meine Mitschüler dafür haßten.

Das erste Buch, das ich in die Hand bekam, hieß »Wir lernen lesen«, Erstlesebuch für Schulanfänger. Es begann mit Buchstaben, die langsam zu Sätzen wurden, und hatte auf jeder Seite ein Bild. Diese Bilder waren wunderschön: die Kinder spielten unter einem Apfelbaum, der Bauer schritt über das Feld und säte, die Mutter stellte gebratene Äpfel mit Zucker auf den Tisch, die Großmutter saß beim Herd und strickte. Ging es in den Geschichten meiner Mutter um Gerechtigkeit, so fand ich in diesem Buch Heimat, wie ich sie mir erträumte, Ordnung, Geborgenheit.

Mein Freund und Kollege Gernot Wolfgruber zeigte mir vor kurzem ein Schulbuch aus der Nazizeit. »Wir lernen lesen«, Deutscher Schulbuchverlag, Wien 1943. Es war das gleiche Buch, das wir in der Schule hatten, die gleichen Bilder, die gleichen Texte, dieselben Autoren (Kolar und Pöschl), mit einem einzigen Unterschied: in der Naziausgabe hatten die Kinder auf den Bildern HJ- und Pimpfuniformen an, in meiner Ausgabe trugen sie Lederhosen und Joppen. Der Faschismus hatte nur das Gewand gewechselt, nicht aber die Inhalte.

Die Heimat, die mich in Wirklichkeit umgab, war so ganz anders als die in meinem Lesebuch. Die Wirren der Nachkriegszeit hatten langsam aufgehört, die Verhältnisse begannen sich auf kapitalistische Weise zu normalisieren. Die Mechanisierung der Landwirtschaft machte Knechte und Mägde überflüssig, sie gingen als Hilfsarbeiter in die Stadt, die Kleinbauern, deren Höfe unrentabel wurden, folgten ihnen. Unser Nachbar erschoss sich mit einem Schlachtschußapparat. Ich flüchtete immer mehr in die Unwirklichkeit des Lesebuches, ich kopierte mit Butterpapier und Bleistift die Bilder aus dem Buch und bemalte sie mit Bunt-

stiften. Der reale Verlust der Heimat führte zur Ideologie von der Heimat. Es geschah, was heute noch immer, schon wieder, im größeren Rahmen geschieht. Am Sonntag stehen die Blas- und Trachtenkapellen auf der Wiese neben dem überfüllten Parkplatz und beschwören singend und blasend eine Heimat, die es gar nicht mehr gibt.

Als Volksschüler, der alle Klassen mit Vorzug absolviert hatte, durfte ich in die Hauptschule nach Klagenfurt gehen. Meine neuen Klassenkameraden kamen aus einem ähnlichen Milieu wie ich, es waren durchweg Kinder von kleineren Angestellten, Handwerkern, Gewerbetreibenden. Die Arbeiterkinder in unserer Klasse wurden, bis auf wenige Ausnahmen, bald in den B-Zug versetzt. Meine Mutter hatte kaum mehr Zeit für mich, ich kam nachmittags mit dem Autobus nach Hause, sie half dem Vater beim Hausbauen und im Betrieb, der zu florieren begann. Mit den Bauernkindern im Dorf hatte ich immer weniger Kontakt. Sie, die nun das Stigma der Zurückgebliebenen, der Sitzbleiber, der ewigen Volksschüler trugen, vermieden ihn. Es war keine offene Ablehnung wie früher, keine aggressive Herausforderung. Sie ließen mich auf ihre schweigende Art spüren, daß ich jetzt ein anderer war, ein Besserer. Sie gingen weg, wenn ich kam, oder zuckten mit den Achseln, wenn ich einen Spielvorschlag machte. Sie hörten mit dem Murmelspielen auf, wenn ich mitmachen wollte. Ihre Murmeln waren klein und aus Ton, meine größer und aus Glas.

Die Mitschüler in der Hauptschule wurden meine neuen Freunde. Sie waren ähnlich wie ich, viel sich selbst überlassen. Ich versäumte oft absichtlich den Autobus, um mit ihnen durch die Stadt zu streunen. Die Geschichten meiner Mutter hatten aufgehört, die Dorfheimat war verloren, neue Vorstellungen zogen mich in den Bann. Sie hießen Fremde und Abenteuer. Das erste Mal stand ich nicht allein mit meinen Träumen, meine Mitschüler teilten sie, ich fühl-

te mich akzeptiert und aufgehoben. Wir lasen sogenannte Schundhefte, sie hießen »Sigurd, Akim, Peterle«.

Die Moral der Geschichten, das Gute siegte über das Böse, interessierte uns wenig, wichtig waren die Abenteuer und die Länder und Zeiten, in denen sie spielten. Meine Mutter nahm die Hefte weg, wenn sie welche in der Schultasche fand, aber ich stahl ihr Geld aus der Brieftasche, um mir neue zu kaufen. Ich hörte auf, ein Vorzugsschüler zu sein, die Zuwendung der Lehrer war mir nicht mehr wichtig, ich hatte genug Freunde.

Die Heftchen erschienen in wöchentlichen Abständen. Bevor das neue Heftchen eintraf, verbrachten wir viel Zeit damit, uns auszumalen, welche Abenteuer unser jeweiliger Held im nächsten Heft erleben wird. Einer in unserer Klasse, seine Mutter führte einen Witwenbetrieb, der Eternitplatten herstellte, las Karl May. Er wurde dafür vom Deutschlehrer gelobt, aber für uns war er ein Außenseiter, ein Snob.

Die Helden unserer Heftchen waren unbesiegbar. Maßlose Schwierigkeiten türmten sich vor ihnen auf, aber sie bewältigten alle, und wir fühlten uns ihnen nicht so unähnlich. Die Lehrer quälten uns mit Hausaufgaben, und die Eltern machten uns Schuldgefühle. Sie würden nur für uns schufteln, sagten sie, und wir seien so undankbar und brächten schlechte Noten nach Hause. Aber wir blieben, ähnlich wie unsere Helden, standhaft und schlechte Schüler.

Nach der vierten Klasse Hauptschule ging ich auf Wunsch meiner Eltern in die Handelsakademie. Ich war ein dickes Kind, und meine Eltern konnten sich meine Zukunft nur im Zusammenhang mit Wirtschaft und Bank vorstellen. In der ersten Klasse der Handelsakademie fand eine ähnliche Selektion statt wie vorher in der Hauptschule. Die Hälfte der Schüler flog im ersten Jahrgang hinaus, ich konnte mich nur mit Mühe und Mahnungen in den nächsten retten. Die verbliebenen Schüler kamen durchweg aus

besseren Kreisen, die Kinder aus dem Mittelstand waren in der Minderheit, Arbeiter- oder Bauernkinder gab es fast überhaupt keine. Ich fuhr sofort nach Schulschluß mit dem Autobus nach Hause und lernte den ganzen Nachmittag. Freunde hatte ich kaum.

Ein neues Abenteuer begann – die Frau. Für mich waren Frauen entweder Göttinnen, unnahbare Feen oder Huren. Das letztere dann, wenn sie sich von einem Mitschüler, der mehr Geld als ich hatte, ins Kino oder ins Kaffeehaus einladen ließen. Der soziale Unterschied, die Höhe des Taschengeldes, der gute oder schlechte Anzug wurde zum entscheidenden Faktor auf dem Liebesmarkt. Da ich nicht mithalten konnte, entwickelte sich die Liebe in meiner Vorstellung zu etwas Edlem, Unantastbarem, das von nichts Irdischem beschmutzt werden durfte. Ich nahm geheime Liebschaften zu Mädchen auf, die nie etwas davon erfuhren, verfaßte Gedichte, zumeist umgeschriebene Klassiker. Das Thema Frau, die Sexualität wurde zum alles bestimmenden Faktor. Ich suchte sie in einer versperrten Abteilung des Bücherschranks meiner Eltern und fand Bücher mit Titeln wie »Das Ehe- und Geschlechtsleben, Hygiene im Intimbereich«, sah gezeichnete Orgasmuskurven und Abbildungen von Geschlechtsteilen, aus denen der Eiter tropfte. Ich konnte mir Sexualität lange nur im Zusammenhang mit Krankheit vorstellen.

In dieser Mischung aus Schulstreß, Einsamkeit und Sexualnot begann ich wie ein Wilder zu lesen, alles, was ich zwischen die Finger bekam. Ich las alle Bücher aus dem kleinbürgerlichen Lesevorrat meiner Eltern: John Knittel, Heinrich Waggerl, Nazibücher, deren Titel mir entfallen sind, Biographien von Napoleon und Julius Cäsar, Reisebeschreibungen. In diesen Büchern fand ich nichts, was mir Sinn und Halt hätte geben können, nichts von dem, was mich bewegte. Das Verschlingen von Büchern kapselte mich zumindest für Stunden von einer Welt ab, die ich nicht

mehr verstand. Ich fand einen Freund, dem es ähnlich ging wie mir, auch er fand das Leben absurd. Wir stürzten uns, nachdem der heimische Vorrat durchgelesen war, auf Camus, Sartre, Dostojewski, stießen kreuz und quer in die unendlichen Weiten der Weltliteratur vor, verstanden kaum etwas und hatten trotzdem das Gefühl, großen Geheimnissen auf der Spur zu sein. Einen Schulfreund, den wir auf der Straße mit einem Mädchen trafen, machten wir mit der Frage, ob er überhaupt Dostojewskis »Idiot« kenne, fertig. Im Dorf lebte ein Komponist, in einem sehr schönen und kultivierten Hause. Ihm zeigte ich meine Gedichte, die ich damals in Serie schrieb und die immer das gleiche Thema hatten: die Welt ist ein absurdes Jammertal, es lohnt sich nur, für den Geist zu leben. Er brachte Ordnung in meine Lesewut. Er gab mir die Klassiker, die Romantiker, die Naturalisten, die Realisten zu lesen. Ich verbrachte Tage, Wochen in seiner Bibliothek, er schrieb mir Entschuldigungen für die Schule. An zwei Bücher aus dieser Zeit erinnere ich mich genau: Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues« und Brechts »Kaukasischer Kreidekreis«. Sie hatten etwas Kämpferisches und Tendenziöses, das mich verunsicherte und zugleich faszinierte. Der Komponist, mein geistiger Ziehvater, fand die beiden Bücher zu platt und zu politisch.

Meine Eltern beschwerten sich über mein langes Wegbleiben von zu Hause, meine ehemaligen Spielkameraden, die Dorfkinder, inzwischen siebzehn- bis achtzehnjährige Burschen, grüßten mich kaum, wenn sie mich sahen. Der Komponist und seine Frau behandelten mich verständnisvoll, aber ich war nur Gast in ihrem Hause, ich fühlte mich letztlich fremd bei ihnen. Ich gehörte nirgendwohin, ich war klassenlos geworden.

Heute, wenn ich zu Besuch im Dorf bin, treffe ich ab und zu meine alten Spielkameraden. Sie sind verheiratet, haben eine Menge Kinder oder sind geschieden. Sie laden mich



auf einen Schnaps ein, klopfen mir, nachdem sie genug getrunken haben, auf die Schulter und schwärmen von unserer gemeinsamen Kindheit.

(Essay, 1979)

## Frühes Dichten

Ab dem 13. Lebensjahr machte ich meine ersten Erfahrungen am Liebesmarkt und die waren für mich nicht sehr günstig. Ich starrte das Objekt meiner frühen Begierde, eine bäuerliche Nachbarstochter, mit hochrotem Kopf an und brachte kein Wort heraus. Meine Freunde waren erfolgreicher: Sie drückten einen Ring aus dem Kaugummiautomaten, steckten ihn in die noble Schachtel, in der sich die Eheringe ihrer Eltern befunden hatten und schenkten das Ganze der Angebeteten. Ein anderer leerte einen billigen Stroh-Rum in eine Whiskey-Flasche um und lud das Mädchen auf einen »Drink« ein. Auch ich griff zu Hochgeistigem: Ich verfaßte Liebesgedichte und ließ sie der Auserwählten auf vielseitige Weise zukommen. Ich steckte das Elaborat während der Schulfahrt in ihre Schultasche, ich bat ihre ältere Schwester um Weitergabe oder ich wickelte einen Bazooka-Kaugummi mit einem Gedicht ein und legte das poetische Präsent auf die Fensterbank des Zimmers in ihrem elterlichen Wohnhaus. Der Erfolg war gleich null.

Vor einigen Jahren habe ich solche frühen Ergüsse auf dem Dachboden meines Familienhauses gefunden. Die meisten waren von irgendwo abgeschrieben und um ein paar eigene Zeilen erweitert. Wäre ich damals eine fesche Nachbarstochter gewesen, ich hätte mich auch nicht genommen.

Es war ja nicht so, daß die Mädchen nicht mit mir geredet hätten, im Gegenteil, sie erzählten mir alles: Welche argen Sachen der Fredi zu ihnen gesagt hatte, und daß der

Hansi versucht hatte, sie zu küssen. Als ich mich für diese Rolle anbot, schauten sie mich verwundert an und wechselten das Thema. Getrieben haben sie es immer mit den anderen.

Aber was hieß damals schon »treiben«? Man ging miteinander, spielte auffallend oft Federball, wagte einen Kuß, wußte dabei nicht wohin mit der Zunge und legte, wenn man miteinander am Waldrand saß, ganz vorsichtig die Hand auf ihren Busen. Sie mußte die Hand wegtun, man legte sie wieder auf den Busen, und das ging dann fünfzehnmal so hin und her.

Das klingt, als hätte ich doch so meine Erfahrungen gemacht, aber in Wahrheit passierte die soeben beschriebene Szene in meinem damaligen Leben nur einmal. In meiner zunehmenden Mädchensehnsucht und Einsamkeit mußte ich eine Methode finden, mit der ich auch zu etwas kommen würde. Ich dachte mir Liebesszenen aus. In meiner Phantasie, in meiner Ausdenkung, die immer eine dialogische war, sagte ich zur Nachbarstochter, daß ich sie über alles lieben würde, und daß meine Absichten rein seien, im Unterschied zum argen Fredi. Sie fiel mir um den Hals, küßte mich ab und sagte, daß sie auf den einen Reinen schon immer gewartet hätte. Und so weiter, und so fort.

Im Laufe der Jahre sind meine Ausdenkungen realistischer geworden, ich habe sie aufgeschrieben und einen Beruf daraus gemacht, auch meine Situation am Liebesmarkt hat sich verbessert, aber die grundsätzliche Methode, daß man sich etwas ausdenken muß, um an der Welt teilzuhaben, die ist bis zum heutigen Tag geblieben.

(Artikel, 2008)

## Wie komme ich über die Runden?

mein problem ist, wie komme ich bis anfang 71 über die sogenannten runden? ich stehe ständig vor der notwendigkeit, irgendwelche gelegenheitsarbeiten anzunehmen. sie verstehen, dass solche arbeit meine muskeln, nicht aber unbedingt meine denkfähigkeit und damit meine schriftstellerische arbeit fördert.

sie wissen natürlich, was jetzt kommt. ich versuche es möglichst weihevoll zu formulieren: »ein ansuchen um finanzielle unterstützung für einen jungen begabten nichtsdestoweniger notleidenden autor.« ist das fachgerecht genug ausgedrückt?

(Brief, 1970)

## Umfrage

1. Glauben Sie an Gott?
2. Wie halten Sie es mit der Religion?
3. Was bedeutet Ihnen Ostern?

Peter Turrini, 29, Dramatiker

1. Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer des Himmels und der Erde, einschließlich aller Verbrechen, die auf ihr stattfinden. Ich hoffe, daß sich Interpol demnächst mit diesem Mann beschäftigt.
2. Ich bin vaginal-orthodox.
3. Christuswitze.

(1973)

## Heimat

Die »Alpensaga«, an der Willy Pevny und ich sechs Jahre gearbeitet haben, stellt, aus meiner Sicht, meinen persönlichen und literarischen Versuch dar, eine Heimat zu finden. Ich bin nach dem Kriege in einem Kärntner Dorf aufgewachsen und habe mich dort, wenn ich vom elterlichen Schutz absehe, nie heimisch, nie geborgen gefühlt. In der Schule wurde mir Heimat als Heimatkunde vermittelt, das Dorf als ein Ort der Harmonie, in dem Probleme nur durch das Auftauchen eines schlechten Charakters, den die Gemeinschaft loswerden mußte, entstanden. Heimat ist, so schilderte es der Volksschullehrer, der Ort des Brauchtums, der Gebete, der Bewahrung. Der Bauer war der Herr der Scholle, das Unrecht etwas, das Gott bestraft. Diese vermittelte Vorstellung von Heimat, die so schützend und beruhigend war, wurde mir entzogen durch das, was ich sah und erlebte: Bauern schlugen ihre Frauen und Kinder, unser Nachbar erschloß sich mit einem Schlachtschußapparat, Kleinbauern gingen zugrunde und in die nahe gelegene Stadt arbeiten. Dieser Widerspruch zwischen Heimatvorstellung und Heimatwirklichkeit, oder besser gesagt, meine Unfähigkeit, ihn zu verstehen und zu deuten, machten mich heimatlos. Ich flüchtete in die Literatur, in die Phantasie und später nach Wien.

Menschen wie ich kommen vom Dorf nie los. Mein Versuch, zu verstehen, was dort los war und ist, hat nie aufgehört. Ich glaube, daß Heimat und Familie ursprünglich eine Einheit waren, eine Produktionseinheit. In der Familie, im Dorf wurde produziert, was die Familienmitglieder und das Dorf brauchten. Das Leben war überschaubar, die moralischen und ökonomischen Verhältnisse hierarchisch, aber beständig. Die Entwicklung der Produktivkräfte, der Verkehr, der Handel, die nationalen und internationalen Marktgesetze lösten diese Einheit auf. Die neue, kapitali-

stische Gesellschaft zerstörte Heimat als einen gewohnten und selbstverständlichen Ort und schuf als Ersatz die Ideologie von der Heimat, ein anachronistisches Bild voller Brauchtum und Trachten, eine große Lüge. Ein Beispiel: das Gewand der Bauern wurde erst zur »Tracht«, als die Bauern es gar nicht mehr trugen. Die neue Gesellschaft griff mit aller verändernden Gewalt in das Dorf ein und griff gleichzeitig das Dorf als beschauliches Thema der Malerei, der Literatur, des Salons auf.

Der Faschismus trieb diese Methode auf die Spitze: mit seinem großdeutsch uniformierten Brimborium vergewaltigte er die Reste gewachsener, lokaler Ausdrucksformen, zerstörte durch die Umstellung auf Kriegswirtschaft die letzte Unabhängigkeit der Bauern und mystifizierte gleichzeitig den Bauernstand, erhob ihn zum völkischen Vorbild.

In der Zweiten österreichischen Republik wurde aus dem Völkischen das Volkstümliche, verlogen bleibt es trotzdem. Was nach dem Zweiten Weltkrieg in zahlreichen Heimatfilmen und Brauchtumssendungen das Heimatbild beschwor und bis heute prägt, hatte und hat mit der Wirklichkeit immer weniger zu tun. Die letzten fünfzehn Jahre gab es eine noch nie dagewesene Proletarisierung der Bauern, über dreißigtausend bäuerliche Klein- und Mittelbetriebe gingen zugrunde. In ihren verkauften, vermieteten Häusern sitzen Stadtflüchtlinge, Künstler und genießen ihr wochenendkurzes Landleben.

Nach sechs Jahren Arbeit an der »Alpensaga«, nach kirchlichen Drehverboten, Verleumdungen des Bauernbundes und des Kameradschaftsbundes, nach vielen Gesprächen mit Menschen am Lande und mit Historikern, nach sechs Filmen, die Dieter Berner aus unseren Drehbüchern gemacht hat, habe ich das Gefühl, daß ich auf der Suche nach Heimat ein Stück weiter, meiner Heimat näher bin. Nicht den vermittelten Heimatbildern meiner Jugend, son-